

Ein Unglück am Berg bringt die Armee aus dem Tritt

Als vor zehn Tagen an der Jungfrau sechs Wehrmänner zu Tode stürzten, trauerte das Land und fragte sich, was da wohl am Berg geschehen sei. Mit klugem Verhalten nach dem Unfall hätte die Armee – so wie einst die Swissair nach dem Unglück von Halifax – selbst in dieser Situation Profil und Vertrauen gewinnen können. Stattdessen liess die Armee verschiedene Sprecher und Kommandanten erst dies, dann das, dann nichts mehr und schliesslich alles Mögliche erzählen. Die Armeevertreter verschwiegen banalste Fakten zum Geschehen in der Berghütte, stellten den Unfallbeteiligten mit markigen Worten Persilscheine aus, rügten andernorts Vorverurteilungen und erzeugten insgesamt den Eindruck von Korpsgeist und Wagenburg. Die ganze Hektik schien vor allem zu bezwecken, eine strafrechtlich möglicherweise schwerwiegende Kausalität zwischen Lawinenabgang und Unfall auszuschliessen. Auf dem Höhepunkt der von den Armeevertretern angezettelten Konfusion griffen sie schliesslich zum üblichen, aber gerade in diesem Fall ungerechtfertigten Vorwurf, die Medien hätten unzulässig spekuliert. So weit, so schlecht. Richtig schlimm ist aber, dass ausgerechnet der Sprecher der eigentlich als unabhängig geltenden Militärjustiz hier wie ein PR-Mann der Armee agierte, auf unerwünschte Recherchen der Presse eine neue, ungesicherte Version des Unglücks zum Besten gab, nur um der Diskussion einen anderen Drall zu verleihen. Das fördert weder das Vertrauen in die Unabhängigkeit der Militärjustiz noch jenes in die Krisenfestigkeit der Schweizer Armee. Und man fragt sich ein wenig bang, wie die Armee denn reagieren würde, wenn es um mehr als nur ein Unglück am Berg ginge. (tis.)

Roche-Präsident Humer muss Amtsdauer verkürzen

Roche-Chef Franz Humer hat überrascht. Da gibt einer der erfolgreichsten Wirtschaftsführer ohne Druck der Aktionäre seinen operativen Chefposten im Frühjahr 2008 auf und konzentriert sich fortan aufs Präsidium. Für die englische Wirtschaftszeitung «Financial Times» ist Humers Aufgabe des Doppelmandats ein klares Zeichen, dass sich hierzulande in den Verwaltungsräten doch etwas bewegt, dass sich Corporate Governance auch in der Teilung der Macht durchsetzt. Von einer Vorreiterrolle Humers kann allerdings nicht die Rede sein. Der Roche-Chef gehört im Klub der Schweizer Blue Chips zur Nachhut. Nun verbleiben mit zwei Hüten (Konzernchef und Präsident) nur noch Daniel Vasella, Novartis, und Hansjörg Wyss, Synthes, wobei Wyss Hauptaktionär des Medizinaltechnik-Konzerns ist.

Der Druck auf Vasella, endlich einen Hut abzugeben, wird nun steigen. Der Novartis-Chef hatte bereits an der diesjährigen Generalversammlung einen Denkkzettel erhalten, als sich Pensionskassen bei seiner Wiederwahl für drei Jahre der Stimme enthielten. Doch auch für Humer ist nicht alles in bester Ordnung. Die nächste Hürde kommt im Frühjahr 2009. Dann läuft Humers VR-Mandat ab. Bei Roche war bis jetzt eine vierjährige Mandatsdauer die Regel. Bei Nestlé liess sich Peter Brabeck – er sitzt auch im Roche-VR – sogar für fünf Jahre wählen. Dabei geht der Trend ganz klar in Richtung kürzere Amtsdauer. So möchte Bundesrat Christoph Blocher die jährliche Wiederwahl von Verwaltungsräten im neuen Aktienrecht verankern. Ferner muss in vielen Schweizer Verwaltungsräten endlich das Postulat von wirklich unabhängigen Mitgliedern durchgesetzt werden. (FPf.)

Auf Nimmerwiedersehen, Harry Potter! Hoffentlich

Joanne K. Rowling hat zehn Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes die Geschichte des Zauberschülers Harry Potter zu Ende gebracht. Zu einem guten, weil klassischen Ende, denn Harry und seine Lieben leben, das Böse stirbt, und «alles war gut». Mit diesen Worten schliesst das siebenbändige Werk. Hoffentlich. Es wäre besser, Harry stürbe. Mit seinem Überleben droht ein Comeback. Der wirtschaftliche Erfolg – der Wert der Marke «Harry Potter» wird auf 5 Milliarden Dollar geschätzt – ist schlicht zu gross. Es steht zu befürchten, dass Verlage, Film- und Game-Produzenten und die Autorin der Versuchung nachgeben werden, mit dem erwachsenen Harry noch mehr zu verdienen. Aber wollen wir lesen, wie er Karriere als Optionshändler in der Bank Gringotts macht? Dass seine Kinder in eine Sonderschule müssen, weil sie ohne Zauberkraft geboren wurden? Gute Geschichten müssen ein Ende haben. Es kann nur schlecht herauskommen, wenn Frau Rowling Harry Potters Geschichte fortschreibt. (bis.)

Chappatte im Sommer



Die ästhetische Wende von Papst Benedikt XVI.

Mit der Rehabilitierung der lateinischen Messe kehrt der Priester dem Volk wieder den Rücken zu. Das ist Ausdruck elitärer katholischer Hochkultur, schreibt Markus Arnold

Kardinal Joseph Ratzinger war ein Fundamentalist: Er hütete die fundamentalen, unverbrüchlichen Wahrheiten der Kirche. Roms Papst Benedikt XVI. ist ein Ästhet. Der wahre Glaube allein reicht nicht, jetzt ist die Schönheit des Glaubens angesagt. Ein erstes Zeichen setzte Benedikt, als er der päpstlichen Hofschneiderei Gammarelli die Treue kündete. Bei der Konkurrenz orderte er verzierte Pontifikal-Schuhe und führte das hermelinumrandete rote Käppchen aus Renaissancezeiten wieder ein. Sein Vorgänger hätte sich für dieses Geld ein Paar neue Ski gekauft. Benedikts erste und bisher einzige Enzyklika war nicht wie befürchtet ein dogmatischer Rundumschlag. Im Stil einer meditativen Vorlesung widmete er sich auf hohem Niveau dem Thema Liebe.

Dieser Papst ist modern, besser noch: postmodern! Falls der Soziologe Gerhard Schulze recht hat, gehört zur Erlebnisgesellschaft in der Postmoderne die Ästhetisierung der Alltagswelt. Selbstinszenierung ist angesagt. Ein jeder in seinem Milieu und in seinen Szenen. Benedikt steht für Hochkultur-Milieu und katholische Akademiker-Szene. Dazu gehört für ihn das Latein, das er flüssend spricht. Die Rehabilitierung der lateinischen Messe war daher ein überfälliger Schritt. «Sie ist nicht mehr verboten!», meldeten die Medien.

Das ist Unsinn. Verboten war sie nie. Das Original nach der Mess-Reform des 2. Vatikanischen Konzils ist ebenfalls in Latein verfasst. Auch bei uns hat es immer wieder lateinische Messen gegeben, das sind wir nicht zuletzt Mozart einfach schuldig. Auch gregorianische Chöre gibt es in nicht wenigen Schweizer Pfarreien. Eine gepflegt gestaltete gregorianische Messe ist nämlich nicht nur schön, es ist auch für die Beteiligten die beste Psychohygiene, die ich kenne.

Verboten wurde indes der tridentinische Ritus: Der Priester steht allein vor dem Hochaltar und wendet dem Volk den Rücken zu. Einige Stufen tiefer knien die Messdiener. Dieser Ritus kam aber zusehends in die Krise. Der Grossteil des Kirchenvolkes las in deutschen Andachtsbüchlein oder betete den Rosenkranz, während der Priester seine lateinischen Gebete

sprach. Die Ministranten schellten während der Wandlung mit ihren Glocken, damit die Gläubigen wenigstens den Höhepunkt mitbekamen und sich bekreuzigen konnten. Es gab Geistliche, die diese Messe in Rekordzeit lasen. Ich selbst habe in Peru einen Priester erlebt, der in dreissig Minuten drei Messen hintereinander las. Für jede bekam er ein Schaf. Er lebte davon.

Die Botschaft war klar: Der Glaube ist ein grosses Geheimnis, ein Mysterium. Für die simplen Gläubigen zu hoch. Zum Glück gab es den Priester. Er stand am Hochaltar zwischen Gott und den Gläubigen und stellte die Verbindung her.

Zum Glück hat das 2. Vatikanische Konzil vor gut vierzig Jahren hier Remedium geschaffen. Der Hochaltar wurde durch einen Altar-Tisch ersetzt. Der Tisch erinnert daran, dass es darum geht, sich der Gegenwart des letzten Abendmahles Jesu bewusst zu werden. So kann sich der Priester mit Ministranten und auch Ministrantinnen dem Volk zuwenden. Es können auch mehrere Priester gemeinsam die Eucharistie zelebrieren. Man spricht jetzt nämlich nicht mehr von Messe. Das griechische Wort «Eucharistie», Danksagung, geht auf die alte Kirche zurück. Messe kommt von «ite missa est». Das sagt der Priester am Schluss und fordert damit die Gläubigen auf zu gehen. Angesichts der Kirchenausritte können wir «Messe» heute nun wirklich nicht mehr brauchen.

Aber es geht um mehr: Letztlich geht es um das Kirchenbild. Heute ist

Markus Arnold



Markus Arnold, 54, ist Präsident der CVP des Kantons Zürich. Der promovierte Theologe doziert Ethik an der Universität Luzern und ist Studienleiter des dortigen Religionspädagogischen Instituts. Arnold war 1995 bis 1999 Präsident der Synode der römisch-katholischen Körperschaft.

der Priester Teil des Kirchenvolkes, aber mit einer besonderen Aufgabe – wie eben Jesus damals im Kreis seiner Jünger. Die Kirche ist nicht mehr ein Mysterium, sondern in erster Linie eine Gemeinschaft, die sich zum Brechen des Brotes versammelt.

Wir waren wirklich alle froh, als der tridentinische Ritus verboten wurde.

Nicht alle. Es gab auch eine kleine Resistance, katholische Akademiker mit Kollegium-Vergangenheit. Sie schwärmen heute noch vom Ministrieren in der kalten Klosterkirche. Sie können noch Latein. Hochkultur-Milieu. Zum Teil sind es sogar Atheisten. So erklärte mir einmal ein Universitätsprofessor, ehemaliger Klosterschüler aus Engelberg, er glaube nicht, dass Jesus gelebt habe. Das sei ein Mythos. Dann wurde er streng, aber die Messe, die Messe müsse wieder so wie früher auf Latein zelebriert werden, sozusagen als Erinnerung an einen, der nie gelebt hat. Damit ist auch klar, welches Milieu und welche Szene Papst Benedikt mit seinem Erlass bedient. Seine eigene, in der er gross geworden ist: Hochkultur, katholische Akademiker. Tragisch ist nur, dass immer weniger Akademiker Latein können.

Brisant ist natürlich das Kirchenbild, das mit diesem Entscheid ebenfalls gefördert wird: Priester-Elite gegen Kirchenvolk. Das gemeinschaftlichen Miteinander ist vorbei, der Priester zeigt dem Volk die kalte Schulter. Das ist natürlich nicht so gemeint, aber so kommt es an.

Vielleicht wäre neben der Ästhetik auch die Ethik wieder etwas mehr zu pflegen. Die fragt nämlich nach den Folgen von solchen Entscheiden. Diese sind zu verantworten. Vor allem dann, wenn es um mehr als Mess-Riten geht. So wollen zum Beispiel Risiken und Nebenwirkungen von ökumenisch relevanten Erklärungen bedacht sein. Die Verletzungsgefahr ist erheblich. Das gilt auch für die Ernennung neuer Bischöfe. Da stellt sich die kritische Frage, welche Szenen denn bedient werden sollen, wenn neue Bischöfe nicht auch im Kirchenvolk verwurzelt sind. Die Folgen einer solchen Personalpolitik sind verheerend. Die sieht man aber nur, wenn man den Gläubigen nicht den Rücken zuwendet.